

Nie ist es in all den Jahren, seit der große Krieg zu Ende ging, still geworden um das, was damals geschah. Immer wieder hat man versucht, jene Zeit in ihrer Unbegreiflichkeit zu schildern. Nun wieder der Krieg über unser Volk hereingebrochen ist, wenden sich erneut Blick und Frage dem Geschehen jener Jahre zu. Zwar wissen wir alle, daß niemand uns die Schwere des neuen und andern Auftrags abnehmen kann. Dennoch wenden wir uns gerade in diesen Tagen jenen zu, die den Kampf bestanden haben. Ihr Leben ist uns Vermächtnis und Vorbild. Sie gewannen, was uns aufgetragen ist, die tapfere Bewährung im Leben und im Tode.

Ein lebendiges Bild jener Jahre gibt uns die Dichtung des Weltkriegs. In ihr ist das Erleben eingefangen und Gestalt geworden. Sie ist das ursprünglichste Zeugnis jener Zeit. Wir werden zur Betrachtung vor allem die Lyrik heranziehen als die unmittelbarste, die dynamische Form der Dichtung gegenüber der statischen des Romans. Es ist bezeichnend, daß in den Jahren 1914—1918 fast nur Lyrik entstand. Die großen Kriegsromane wurden erst acht und zehn Jahre nach dem Kriege geschrieben.

Die Dichtung als ein Ausdruck menschlichen Lebens kann sich mit den verschiedensten Gegenständen befassen. Ihr Raum ist groß. Er reicht vom Erlebnis des Einzelnen zum Erlebnis der Nation und der großen Volksgemeinschaft. Und da, wo es sich um diese öffentlichen und gemeinsamen Dinge handelt, um Staats- oder Volksfragen, sprechen wir von politischer Dichtung. In diesem Sinne ist auch die Weltkriegsdichtung politische Dichtung.

Ist aber nicht zwischen der Dichtung als Kristallisation des Lebens und dem politischen Kampf, der mit Leidenschaft und Haß geführt wird, ein unüberwindbarer Gegensatz? Oder hat die politische Dichtung als etwas ganz Eigenes ein anderes Gesetz? B. v. Wiese (Polit. Dichtungen Deutschlands, 1931) setzt sie als eine eigene Kunstform in Gegensatz zur absoluten Dichtung, der der ästhetische Maßstab gebühre. Die politische Dichtung wolle eingreifen und umstürzen, ihr komme es nicht auf Schau und künstlerische Gestaltung an, sondern auf die Wirkkraft. Über ihr stehe als Ziel ein „Sein-Sollendes“. Die absolute Dichtung aber sei Kontemplation, sei Auslegung des „Seins“ um seiner selbst willen. Sie wolle ästhetischen Genuß schenken.

Mir scheint, hier ist die Aufgabe der Dichtung, dessen, was Wiese absolute Dichtung nennt, nur zu einem Teil gesehen. Sie hat nicht nur zum Zweck den ästhetischen Genuß, wenn auch im

höchsten Sinne, zu führen, sie ist nicht nur Kontemplation. Über aller Dichtung steht ein „Sein-Sollendes“, denn der Dichter soll aus dem Erleben neu das Bild der Welt und des Menschen formen. Er soll die „ordo“ in der zerstörten Welt immer wieder aufbauen in seinem Werk. Und wenn das Stück konkreten Lebens, um das die Dichtung im politischen Bereich kämpft, letztlich nicht mitbaut an jener ewigen Ordnung des Lebens, hat es kein Recht im Raum der Dichtung. Auch die politische Dichtung steht unter dem Gesetz aller Dichtung, auch sie muß „den Rausch der Zeit verwandeln in ein Wort der Ewigkeit“.

Eine Dichtung, die vor diesem Anspruch standhält, wird zur Quelle der Kraft für das Volk, aus dessen Tiefe sie gewachsen ist, denn der Dichter ist König im inneren Reich. Zwar sagt das Sprichwort, daß im Kampf der Waffen die Musen schweigen; aber wir alle kennen den deutschen Soldaten, der in seinem Tornister ein Werk aus dem ewigen Vorrat deutscher Poesie mit sich trägt, in dem diese Kräfte des inneren Reichs Wort und Gestalt geworden sind, und mancher Kriegsbrief erzählt von der heilenden Kraft des Dichterwortes in den Stunden der Bewährung. Da wird alle Dichtung in einem neuen und tieferen Sinne zur politischen Dichtung. Wir alle kennen auch den Typ des deutschen Offiziers, dem das Waffenhandwerk Lebensberuf ist, und der doch ganz aus diesen Kräften des Inneren lebt. Seine höchste Ausprägung fand er in Moltke und Gneisenau, den beiden großen Heerführern. Moltke, den man den großen Schweiger nannte, war nicht nur ein guter Kriegsberichterstatte — seine „Briefe aus der Türkei“ legen davon Zeugnis ab —, sondern auch ein feinsinniger Dichter und Philosoph. Seine Novellen und Skizzen und sein philosophisches Vermächtnis sind uns geblieben. Der andere aber, Gneisenau, der Zeitgenosse Goethes und Schillers, prägte gar das Wort „Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet“. Unter Poesie verstand er im Sinne der damaligen Zeit wohl den ganzen Bereich des geistigen Lebens. Und hinter diesem Wort, das uns zunächst im Gedanken an die brutale Vorherrschaft der Macht seltsam anmuten will, steht die tiefe Erkenntnis des Offiziers, daß letztlich doch der Geist das Entscheidende ist, daß das innere Reich bestehen muß neben dem äußeren. Auch dieses Reich verteidigt der Soldat mit Leib und Leben. Seine Grenzen sind nicht zu finden an Strom und Meer. Sie laufen mitten durch das Herz unseres Volkes. Der Dichter aber ist im Kriege aufgerufen, seine schöpferische Kraft einzusetzen für das Volk, ihm

das Erleben verdichtet zu gestalten in Wort und Bild und es so in seiner letzten Sinnhaftigkeit aufzuzeigen.

Vor diesem Maßstab fällt ein großer Teil auch der Weltkriegsdichtung für unsere Betrachtung weg, die, welche nur aus der Zeit entstand, und die Kraft zur Verwandlung, zur Verdichtung des Lebens nicht fand. Es sind vor allem in den ersten Kriegsjahren zahllose Gedichte geschrieben und gedruckt worden. Geblieben ist nur ein geringer Teil, der jetzt in einem Bande der Sammlung „Deutsche Literatur“, Reihe „Politische Dichtung“ (Reclam) zusammengestellt ist¹. Und wenn diese Dichtung ein gültiges Zeugnis jener Zeit des Kämpfens und des Leidens ist, muß sie das Bild ihrer Menschen in Wachstum und Wandlung spiegeln.

Wie eine starke Welle hebt schon in den ersten Kriegstagen die Dichtung an. Jeder Einzelne fühlt sich aufgerufen. Und manchem, dem sein Dasein leer und ohne Sinn gewesen ist, leuchtet mit einem Male eine neue Sinnhaftigkeit, eine wirkliche Berufung auf. So schreibt A. Wildgans: / Wir waren lange ohne Sinn, / die Zeit, die heil'ge, über Nacht / hat sie uns heilig und nützlich gemacht. / In Dehmels „Lied an alle“ vom August 1914 klingt das Aufatmen, daß nun das lange dräuende Wetter endlich losbricht: / Argwohn lähmte Freund und Feind, / Jetzt kommt der Krieg, der ehrliche Krieg! / Aber neben diesem ehrlichen Bekenntnis klingt es doch immer wieder auf: Wir haben den Krieg nicht gewollt, wir haben an unserer Arbeit gestanden (H. Johst). Mit flammender Begeisterung ziehen alle in diesen aufgezwungenen Kampf, und neben Dehmels Bekenntnis — er zog als 52jähriger freiwillig hinaus — steht Bindings feierlicher Gesang. Er sieht den Soldaten gleich dem Kreuzfahrer des Mittelalters:

Ich zieh in einen heil'gen Krieg,
Frag nicht nach Lohn, frag nicht nach Sieg.

— — — — —
Kein Kreuz such ich und keinen Gral,
Und bin doch heilig tausendmal
Als meiner Sache Streiter.

Den schönsten Ausdruck aber hat die glühende Bereitschaft zum Kampf gefunden in Lerschs „Soldatenabschied“. Er schrieb das Gedicht auf die letzte Seite seines Gebetbuchs, als er in den ersten Kriegstagen mitten unter den Soldaten in der Heimatkirche kniete, und seitdem ist es nie wieder verklungen im deutschen Land: / Deutschland muß leben, / Und wenn wir sterben müssen...

Der nächste Mensch in diesem Kampfe wird dem Soldaten der Kamerad. Es ist ein ganz Neues, das ihm da begegnet in dieser Bindung an den

Brudermenschen, dem er nun für Leben und Tod zugesellt ist. Alle großen Worte von der Brüderlichkeit werden zunichte vor diesem einfachen Miteinandermarschieren, und in Lerschs Gedicht „Kriegskameraden“ ist es lebendige Gestalt geworden: / Wer einmal im Schlag der Granaten stand, / den hat das Herz schon Bruder genannt. / Sie sind zusammen — mehr braucht es nicht, / Mit dem ganzen Draufgängertum dieser ersten Kriegszeit ruft Ludwig Thoma aus: / Komm, was es sei! Wir wollen es gemeinsam tragen /. Und sie haben alles gemeinsam getragen, wortlos in diesen Jahren des Leidens. Wir alle wissen, wie die Kameradschaft des großen Krieges gerühmt worden ist von Freund und Feind. Und jeder Soldat spricht von ihr als dem großen Erlebnis. Da war alles Trennende wirklich versunken. — Neben dem Kameraden aber, mit dem sie Seite an Seite kämpfen, leuchtet in der Dichtung das Bild der deutschen Frau, die ihnen Symbol der bedrohten Heimat ist. Mit angstvollem Herzen läßt die Mutter den Sohn von dannen ziehn. Sie bangt um das Leben des Kindes, das sie getragen: / Was tust du, Kind, im grauen Rock? / Und der Sohn antwortet kühn: / Der Tod bleibt immer, wo er war. / Bei Gott — auch ich und du sind da — (W. Flex). Ein anderer aber ruft es der Mutter zu: / Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn, / alles Weinen kann nun nichts mehr nützen, / denn wir gehn, das Vaterland zu schützen / (Lersch). Und die deutschen Mütter ließen die Söhne ziehn. Die kämpften draußen für das Leben der Mutter, der Frau und der Braut. Tapfer wollten sie sich zeigen: Du sollst keinen feigen Knechten frein (Lersch). Da gab es nicht Zweifeln und Zaudern.

Nie ist dem Deutschen die Heimat so köstlich erschienen als nun, da sie bedroht ist von des Feindes Gewalt, und immer wieder klingt in den Gedichten das Hölderlinsche „Heilig Vaterland“ auf. Hier wird der Bereich des Diesseitigen aufgehoben in die Sphäre des Religiösen. Das Wort vom heiligen Krieg für das heilige Vaterland ist erfüllt von der Kraft der Jahrhunderte. Es steht dahinter nicht der pharisäische Glaube an das eigene Volk als das vor allen andern auserwählte, sondern der Glaube an den gerechten Krieg, der erlaubt ist und Gottes Auftrag sein kann: / Heilig Vaterland / In Gefahren / Deine Söhne stehn / Dich zu wahren / (R. A. Schröder). Das schönste Geschenk aber für das deutsche Volk war in diesen Stunden die Heimkehr des Arbeiters. Er, den man den vaterlandslosen Gesellen geheißt, konnte nun sagen:

Ich hab so lange nicht gewußt,
Was Heimat sei und Vaterland,
Sprachs einer mit durchglühter Brust,
Winkt ich nur spöttisch mit der Hand.

¹ Vgl. diese Zeitschrift 139 (1940) 206.

Da kam des Kriegeres rote Flut,
Ein Rauschen sprang in meiner Brust empor
Und wurde wilder Brand.
Auf einmal wurd' es mir bewußt,
Was Heimat sei und Vaterland.

(A. Petzold.)

Und das Gedicht eines andern Arbeiters, das die Liebe zur Heimat besingt, Karl Brögers „Bekenntnis“ ist allenthalben im Lande bekannt geworden. Der Kanzler des Reiches zitierte es 1914 im Reichstag: Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr, / daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.

Unabweisbar aber steigt vor dem tapferen Kämpfer die Frage nach Gott und dem Tode auf, nun das Leben bedroht ist. Wird sich die glühende Begeisterung, der heilige Zorn auch vor dem kalten Gesicht des Todes bewähren? Ein deutscher Soldat ruft es uns zu: / Fall ich am Donaustrand, sterb ich in Polen, / Was liegt daran? / Eh sie meine Seele holen, / kämpf ich als Reitersmann / (H. Zuckermann). Und neben dem Ton dieser fröhlichen Kampfeslust klingt das tiefe Wissen um die Bedeutungslosigkeit des Einzelnen vor der Gemeinschaft an. Wir hörten es in Lerschs Ruf „Deutschland muß leben, / Und wenn wir sterben müssen.“ — R.A. Schröder sagt es in seinem Hymnus „Deutscher Schwur“: ... / Du sollst bleiben, Land, / Wir vergehn. / In dieser bedingungslosen Bereitschaft zum Tode leuchtet erschütternd die läuternde Kraft der Kameradschaft auf. Getreu dem Worte Christi, daß niemand Größeres tun kann, als daß er sein Leben gibt für die Seinen, spricht die Dichtung des Kriegeres vom Opfertod für den Kameraden. Der Dichter F. Dibelius gestaltet diesen Gedanken in einem Gedicht „Das Letzte“. Er ist im Frühjahr 1916 selbst gefallen. Und W. Flex schreibt in einem Feldpostbrief 1914: „Ich gestehe, früher nicht lebendig gewußt zu haben, wie das blutige Leiden eines Reinen und Großen fremde Seelen entsöhnen kann. Nun fühlen wir die seelenweitende und lebensschaffende Kraft des stellvertretenden Leidens unserer lieben Brüder.“ Hier ist nicht der Irrglaube der Erlösung des Menschen durch den Menschen gemeint, sondern die echte Erschütterung und die läuternde Kraft, die der Tod in das Leben trägt. Und diese Erkenntnis kann — und sie hat es im Kriege oft bewirkt — zu einer neuen und tiefen Heimkehr zu Gott führen.

Zunächst aber fühlt sich der Soldat siegessicher geborgen in Gottes Hand. Sie alle wissen, „daß sie dem Vater gehören, in dessen sicheren Händen das Schicksal der Deutschen ruht“. Niemand hat den Krieg gewollt, so beteuert auch die Dichtung immer wieder, und Gott wird den Gerechten nicht verlassen: / Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr! / Das Göttlichste, das diesem Stern verlihen. / Darum liegt Deutschland heute auf

den Knieen / (Gleichen-Rußwurm). Immer wieder steigt dieser Ruf zu Gott empor mit dem Anspruch des gerechten Kampfes. Der Glaube an die Gerechtigkeit gibt dem Schwerte die Kraft und segnet die Hand, die es führt. So ist der Gottesbegriff nicht verengt zu dem des „Nationalgottes“. Gott ist der Gott aller Völker; doch glaubt der Kämpfer an den Sieg der gerechten, der deutschen Sache.

Ist so die erste Zeit des Kriegeres im Leben — und in der Dichtung — erfüllt von Rausch und Freude über das Abenteuer, von Kampfesmut und heiligem Zorn, von Siegerglück und Glauben, so beginnt sich dieser mitreißende Optimismus zu wandeln, als der Krieg mit seinem ganzen Ernst im Lande und an der Front spürbar wird. Den großen Einschnitt brachte das Jahr 1916 mit dem Wechsel vom Bewegungs- zum Stellungskrieg. Der zermürbende Kampf von Graben zu Graben, die spürbar werdende Not und die Dauer des Krieges — jeder hatte zu Anfang geglaubt, „Weihnachten sind wir zu Hause“ — ließen viele verzweifeln. Das Spiel der Kriegsgegner und Anarchisten begann.

Auch in der Dichtung finden wir nun die Haßgesänge auf Militarismus und Krieg, das Lob der Internationale. — Ernst Jünger schreibt einmal: „Die großen Gesetze der Bewegung wie die Liebe und der Krieg kann der Mensch nicht werten; er ist es selbst, der an ihnen gemessen wird.“ Und darum haben diese Dichtungen keinen Raum in unserer Betrachtung. Sie haben die Aufgabe der Dichtung, wie wir sie zu Beginn umrissen haben, nicht erfüllt. Sie haben nicht mitgebaut an der ewigen Ordnung des Seins, diese Dichter haben die Probe nicht bestanden.

Neben diesen Stimmen der Verneinung aber steht eine andere Dichtung, die Kunde gibt von der tapferen Bewährung des deutschen Soldaten bis in die letzte Stunde. Es ist nun ein anderer, vertiefter und geläuterter Idealismus, der aus diesem Durchhalten spricht, und das Bild des Kämpfers in der Bindung an die Heimat und den Kameraden, vor Gott und vor dem Tode ist ein völlig anderes.

Immer noch steht der Soldat mit unbedingter Entschlossenheit im Kampf, aber die Sehnsucht nach der Heimat ist in ihm übergroß geworden. Er steht des Nachts auf Wache und sinnt hinüber nach Deutschland, das weit, so weit ist. Doch auf einmal spürt er es ganz lebendig, daß sie in jedem Herzschlag ist und nichts ihn von der Heimat trennen kann („Am Sau“ von L. Thoma). Neben dieser Zuversicht wird aber jetzt doch oft das Grauen vor dem Kampf der Völker, die „sich würgend umfassen“, laut, und der Mensch betet im Leid der Verlassenheit: / Mutter Gottes, du hast nun all das Bittre gesehn / Und ich kann nicht

mehr zu meiner Mutter gehn. / — — Nun ist keine mehr, die noch kann bei mir stehn, als du. / O, Mutter, wenn ich nun ganz verlassen und einsam bin, / Sprich: „Du, mein Kind“, und neige dich zu mir hin / (Lersch).

Die Bindung aber an den Kameraden ist im langen Kampf noch fester und stärker geworden. Sie erweist sich nun in Grauen und Not ganz als die große Kraft, von der die Dichtung ein packendes Zeugnis gibt. Nicht mehr ist es der mutige, frohe Mitkämpfer, dem die Lieder vor allem gelten, sondern der tote Kamerad, dessen Tod unaßflich ist. Jeder Kamerad ist ihnen nun Bruder geworden. Lersch schildert es in seinem Gedicht „Der Tote“, wie er bei Nacht aus dem Graben kriecht, um den Toten, der da schon Tage vor dem Drahtverhau liegt, hereinzuholen. Er kann den Gedanken, es müsse sein Bruder sein, nicht loswerden. Und als er ihn unter Einsatz seines Lebens geholt hat, da sieht er, daß es nicht sein Bruder ist, doch: „Es trägt ein jeder Tote des Bruders Angesicht.“ Das Vermächtnis der Kameradschaft in Grauen und Not nimmt er mit heim: / Ich schwur beim Abschied aus dem Schützengraben / Kamerad, was du nicht hast, das will auch ich nicht haben. Walter Flex aber steht vor einem Soldatengrab und hält mit dem toten Kameraden stumme Zwiesprache. Wie wird er ihm danken können für den Opfertod? Da erklingt des toten Soldaten Stimme: / Die Büblein schlank, die Dirnlein rank, / blühn mir als Totengärtlein Dank.

Die Frau, die uns in der ersten Epoche als die Schutzbedürftige, die Schwache erscheint, für die der Mann das Schwert ziehen muß, um sie und die Kinder zu bewahren vor der Gewalt, hat nun die Last des Krieges mit auf ihre Schultern genommen. Das Angesicht der Frau ist von Kampf und Leid gezeichnet. Glück und Liebe, Glanz und Freude, das wird vielleicht noch einmal in kurzen Urlaubstagen wach. Die Frau, die Hüterin des Lebens, steht in den Fabriken und dreht Granaten, Waffen des Todes. Dennoch ist sie dem Manne Bild des Friedens und Ziel seiner Sehnsucht: / Frau, sieh, so tragen wir auf unsern Händen das Vaterland. / Soldat, ich in der Fabrik und du auf dem Grabenrand. / Soldat, wir tun unsere Pflicht bis an das Ende der Not / (Lersch). — Schulter an Schulter führen sie den Kampf: / Wer schwingt diesmal deine Sensen? / Frauen werden mähen. / Wer geht hinter deinen Eggen? / Frauen werden säen. / Frauen, Frauen!! / (H. Frank). So ist auch die Frau dem Manne im tiefsten Sinne Kamerad geworden.

Über aller Not und Bitternis aber ragt strahlend die Liebe zur Heimat, die sie dies alles ertragen läßt. „Ich glaub' an Deutschland, wie an Gott“, heißt es bei Lersch. Daran gibt es nichts zu deuteln und zu drehn. Daheim wartet die geliebte Erde auf die säende Hand, und „jeder Baum

singt Heimat mit allen Zweigen“. Das ist des Kampfes Sinn und Lohn: / Nichts kann uns rauben / Liebe und Glauben / zu diesem Land / , schreibt Bröger. Der junge Dichter Alfons Petzold aber schenkt uns in „Bekenntnis“ ein feines Bild dieser unwandelbaren Liebe zur Heimat:

Ich bin ein Span von deinem Stamme,
von deinem Feuer eine Flamme,
zu jeder Stunde eins mit dir und tiefverwandt,
bist du in mir und ich in dir,
mein deutsches Volk und Land.

Der Tod, den die Dichtung der ersten Epoche als das notwendige Opfer, das mit freudigem Stolz gebracht wird, darstellt, wird nun in der Dichtung spürbar als das bittere Scheiden von einem Leben, das in der Hölle der Materialschlachten zum köstlichsten Gut wird. So ruft es Gerrit Engelke den Menschen zu: ... / O, unser allerhöchstes Glück heißt: Leben. / Ein Leben in Frieden und Stille ist die glückliche Vision, die über dem Schützengrabendasein steht. Dennoch sind sie immer noch bereit, es hinzugeben, und Walter Flex bittet Gott, ihm den Tod nicht in der Stunde der Schwäche zu schicken, damit er die Verwandlung durch den Tod nicht unwürdig erfahre. Lersch aber ruft der Mutter Gottes zu: / Wenn mich die Granate verschlingt, / dann sprich zu deinem Sohn: Er starb für sein Land wie du für die Menschen. / Gib ihm seinen Lohn.

Und die echte Religiosität, die in der Sicht des Todes in dieser späteren Zeit in der Dichtung des Weltkrieges aufklingt, gewinnt nun erst ganz Gestalt. Einerseits wird vor dem Chaos des drohenden Zusammenbruchs die Verzweiflung an Gott und den Menschen laut: ... / Gott ist verwest und Jesus ist gestorben, / Maria in dem Massengrab verdorben / (Bröger). Der Mensch steht hilflos im Irren und Wirren dieser Zeit. Da leuchtet das Bild Gottes tröstend in das Dunkel. Sein Bild steht draußen auf der Heerstraße. In langer Kette ziehen die Soldaten daran vorbei, ein unendlicher Zug. Sie sind grau und müde, so müde. Und von dem schlichten Christusbild geht es wie ein heller Schein in ihr Herz, so deutet es W. Flex in einem Gedicht. Das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes wird Lersch zum Symbol des Leidens aller Welt, des Leidensweges der Soldaten nach Kalvaria und der Mütter, die sie trauernd begleiten. Für R. J. Sorge aber ist der Schmerz der Mutter, der am Ostertag in Jubel gewandelt wurde, Zeichen der Erlösung und Hoffnung auf ein neues Leben („Pietà“). Immer wieder hat die Dichtung des Krieges das Geheimnis der Weihnacht gestaltet mit seinem strahlenden Licht. Selbst in Rußlands Weiten, in Frost und Not spüren die Soldaten: „Christ ward geboren“, und sie verstehen das Wort vom Frieden tiefer

und innerlicher. In einer warmen, kindlichen Art bittet Lersch die Mutter Gottes, sie möge mit ihrem Kinde in diesem Jahr zu den Soldaten in den vordersten Schützengraben kommen. Alles würden die Soldaten tun, eine Wache für sie und das Kind vor den Graben stellen, der heilige Joseph brauche sich nicht um das Essen zu sorgen: / Du willst ja nur die Armen und Frommen, nur liebende Menschen um dich haben: Ja, Mutter Gottes, dann komm zu uns, zu uns in den vordersten Schützengraben. / Die tiefe Ohnmacht des Menschen aber und die unendliche Größe Gottes versucht H. Claudius in einem Gedicht zu sagen: / Und die Völker kamen zum Herrgott / und wehklagten: Krieg, Krieg. / Und der Herrgott hob seine Augen / und wollte ihnen Antwort stehn. / Da war ein Jahrtausend dahin. / Und keines wußte mehr von jenem Weh /. Hier gewinnt gegenüber dem sieghaften Glauben an die gerechte Sache am Beginn die demütige Frage nach dem Sinn, das Nichtbegreifen Gestalt, und erst diese Not führt die Menschen ganz zu Gott.

So trägt das Bild des Menschen in der Dichtung des Weltkrieges ein doppeltes Gesicht. Dem Menschen der ersten Kriegsjahre, der aus der Selbstsicherheit einer langen Friedenszeit lebt, der mit all seinem Idealismus und seiner Siegesgewißheit dem Tode und Gott mit dem Anspruch des Fordernden entgegentritt, steht der Mensch der späteren Kriegszeit gegenüber. Er kämpft mit dem gleichen Idealismus, doch hat er in Not und Leid

die Selbstsicherheit verloren, aber den Glauben an die oft unbegreifliche Sinnhaftigkeit des Daseins gefunden. Das Leben des Menschen der ersten Jahre ist trotz aller scheinbaren Religiosität, die aus den „Kriegsgebeten“ und Gesängen vom heiligen Kampfe spricht, im Diesseits beschlossen. Der Mensch vertraut auf seine eigene Kraft. Dann aber wird die Immanenz seines Daseins in der Erschütterung der Kriegsnot hinaufgehoben zur Transzendenz, zu einem neuen Bild der Welt, wie es denn christliche Lehre ist, daß erst im Leid die Welt „erkannt“ wird. Die satte Welt der Vorkriegszeit versinkt, alle Sicherheit schwindet, und der Mensch steht allein vor der Geworfenheit des Seins, allein in dem schweren Kampfe, daß auch in diesen Bereichen des Grauens die Würde des Menschen vor der Gesichtlosigkeit des technisierten Massenmenschen bewahrt werde. Er hat aus dieser Erschütterung eine neue Tiefe gewonnen. Sie wurde die Brücke zum Ewigen. Denn am Ende dieser schweren Zeit stand für die Besten unseres Volkes nicht die nackte Verzweiflung, sondern ein tiefer Glaube. Die Kriegsbriefe des Tünchergesellen Gerrit Engelke geben davon ein schönes Zeugnis. Er fiel am 20. Oktober 1918 und schrieb kurz vor seinem Tode „in einem Erdloch, schräg in einen Eisenbahndamm gegraben“: „Das Schicksal prüft und schlägt uns und wirft uns in unser eigentliches Zentrum, durch das wir immer Weltbeherrscher sein werden, in unsere Geistigkeit zurück. Über alles triumphiert der Geist!“

DAS KAUSALGESETZ UND DIE MODERNE ATOMPHYSIK

Von Nikolaus Junk S. J.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts wandelt die Physik auf revolutionären Bahnen. Den Anstoß dazu gab die Entdeckung der atomistischen Struktur der Energiestrahlung durch M. Planck im Jahre 1900. Es war ein damals unerhörter Gedanke, daß die Aufnahme und Abgabe von Energie nur unstetig in genau bestimmten, von der Härte der Strahlung abhängigen „Quanten“ erfolgen sollte. Im Verlauf der Entwicklung mußten immer mehr altgewohnte, wohlbegründete und vielfach bewährte Auffassungen preisgegeben werden. In den zwanziger Jahren war die Lage so verzweifelt, daß man allgemein von einer Krise der Physik sprechen zu müssen glaubte. Die Ergebnisse der Forschung ließen die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Naturwissenschaften immer mehr ins Wanken geraten. Eine neue Revolution tat folgte durch die genialen Schöpfungen W. Heisenbergs und E. Schrödingers. Wiederum stürzte ein für gesichert gehaltenes naturwissenschaftliches Gebäude zusammen, das unter seinen Trümmern die festesten Fundamente jeder wissenschaftlichen Forschung

hoffnungslos zu begraben drohte. Mit aller Entschiedenheit wurde von Physikern und Naturphilosophen behauptet, durch die Resultate der modernen Atomphysik sei das Kausalitätsgesetz endgültig als falsch erwiesen; in der Natur herrsche nicht Determinismus, sondern Indeterminismus. Weit über die Grenzen der Physik hinaus haben diese Lehren ihre Wellen geschlagen. Glaubte man doch mit dem Kausalgesetz auch die Grundlage der natürlichen Gotteserkenntnis bedroht. Andere meinten, nun sei von den Naturwissenschaften her ein Zugang zum Problem der Willensfreiheit gewonnen.

Es kann nicht Ziel dieser Ausführungen sein, ein vollständiges Verständnis der modernen atomphysikalischen Theorien zu vermitteln. Dazu wären schwierige mathematische Rechnungen notwendig. Unsere Aufmerksamkeit in diesen Zeilen gilt lediglich der Leugnung des Kausalsatzes auf Grund der heutigen Atomphysik. Es sollen deshalb unter Verzicht auf allen mathematischen Apparat in möglichst allgemeinverständlicher Form